

Guinevere Glasfurd
Worte in meiner Hand

GUINEVERE
GLASFURD

Worte
in
meiner
Hand

ROMAN

Aus dem Englischen von
Marion Balkenhol

List

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel *The Words in my Hand*
bei Two Roads, Hodder & Stoughton, London



List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-471-35123-9

© 2015 by Guinevere Glasfurd, London
© der deutschsprachigen Ausgabe
2015 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Albertina
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

Inhalt

AMSTERDAM 1635

Eis 15

AMSTERDAM 1634

Bücher 21

Blumen 28

AMSTERDAM 1632–1633

Glas 45

Striemen 59

Federn 66

Tafel 75

Kai 83

Landkarte 95

AMSTERDAM 1634

Wachs 107

Einladungen 122

Krähe 134

Wörter 145

Schneeflocken 158

Schwalben 171

Trennlinien 181

DEVENTER 1635

Skizze 189

Liste 200

Bienenwachs 207

Bibliothek 213

Alphabet 217

Luft 221

Wasser 229

Traum 238

LEIDEN 1636–1637

Wolle 247

Torf 255

Fragen 262

Herd 278

SANTPOORT 1637–1639

Samen 289

Blut 301

Tulpen 305

Aale 321

Leinen 337

Echo 347

Sand 355

Graben 361

Ruß 371

AMERSFOORT 1640

Uhr 375

Frankreich 384

Papier 389

Schatten 393

Fieber 398

Asche 409

Wahrheit 413

EPILOG

Regentropfen 419

Anmerkungen zur Geschichte 427

Dank 430

»Um gut zu leben, muss man unsichtbar leben.«

René Descartes, Brief an Mersenne, April 1634

AMSTERDAM 1635

Eis

ICH DREHTE MICH im Raum um mich selbst, vollzog den kleinsten Kreis. Was ich wollte, war nicht da. Seine Uhr, seine Papiere, sein Glas für die Schreibfeder – leer, aufgeräumt, verschwunden. Ich hatte dieses Zimmer vorher schon leer gesehen, und es hatte mir nichts ausgemacht; jetzt vergrößerte es nur meinen Verlust. Ich wollte keine Münze, kein Andenken, keine Erinnerung. Ich wollte Wörter, eine Notiz – aber es gab keine. Er war gegangen, ohne sich zu verabschieden. Er hatte alles, was ihm gehörte, mitgenommen.

Ich zog die Laken zurück, die er mit den Füßen vom Bett geschoben hatte, die Matratze war kalt unter meiner Hand. *Sogar das Nichts hat eine Gestalt*, dachte ich, *es ist das, was war, was hätte sein können.*

»Helena?«, rief Mr. Sergeant von unten herauf mit einer Schärfe, die ich noch nie gehört hatte. »Helena?«

Ich hob die Hand und krümmte meine Finger in die Handfläche.

»Helena!« Lauter diesmal. Er hatte etwas Sprödes an sich, etwas, das nahe daran war zu zerbrechen.

Ich griff ans Geländer, um mich abzustützen, und ging die Treppe hinunter. Blinzeln unterdrückte ich meine Tränen und wischte mir mit der Handkante über die Augen. Die Haustür stand offen. Die Wärme war vollständig aus dem Haus gewichen. Ich ging über die Fliesen, die ich am Tag zuvor geputzt hatte. Ich machte, was ich immer machte – ging

auf Zehenspitzen, um keine Spur zu hinterlassen. Dann blieb ich stehen. Ich sah den Limousin draußen neben Mr. Sergeant warten. Ich drückte die Füße flach auf den Boden, hob den Kopf und ging weiter, ohne den Blick zu senken. Als sie mich sahen, traten sie auseinander. Keiner sagte ein Wort. Das war nicht nötig – ich wusste, was sie dachten.

Der Fahrer schaute mich an, während er den Zügel justierte, dann warf er mein Bündel auf das Kutschedach. »Bloß Federn drin?«, scherzte er und sah mich dabei nur an, zwinkerte nicht.

Die Pferde scharrtten mit den Hufen und kauten auf ihren Gebissen. Ich neigte den Kopf, stieg ein und schloss die Tür mit leisem Klicken hinter mir. Auf beiden Sitzen lag eine gefaltete Decke, und auf dem Boden stand ein Weidenkorb mit Essen. Ich hob die Abdeckung: Äpfel, zwei große Brotlaibe, ein Käse, ein wenig Sülze – es reichte für zwei oder drei Tage, vielleicht länger. Zu viel. Allein vom Anblick wurde mir übel.

Der Kutscher wandte sich an den Limousin. »Wir werden zuerst Amersfoort anfahren, dann Apeldoorn. Bis Deventer ist es dann nur noch ein Tag, wenn die Straße frei ist. Die IJssel ist zugefroren. Bei dem Winter ...« Er schüttelte den Kopf. »Es wäre besser, wenn Sie noch warten ...«

Der Limousin schnaubte. »Manche Dinge wollen nicht warten.«

Ich schaute auf, als der Limousin in die Kutsche stieg und mir gegenüber Platz nahm. Er roch nach Tabak und Wein; ein säuerlicher, ungewaschener Geruch vom Abend zuvor.

»Deventer?« Ich versuchte, mir meine Panik nicht anmerken zu lassen.

Er nahm eine Decke, legte sie sich über die Knie und bedeutete mir, es ihm gleichzutun. Ich nahm die andere Decke, Kälte breitete sich auf meinem Schoß aus und drang durch meine Röcke in meine Beine. Ich drehte mich um und schaute

zurück, als die Kutsche einen Satz nach vorn machte, aber Mr. Sergeant war verschwunden. Da wurde mir klar, es war vorbei. Es gab kein Zurück. Der Verlust raubte mir den Atem. Der Limousin verschränkte die Arme und drehte den Kopf zur Seite, wobei das graue Licht direkt auf seine Wange fiel. Er musste meinen Blick gespürt haben, denn er wandte sich ruckartig mir zu.

»Was ist?«

»Fahren wir denn nicht nach Leiden?«

»Leiden?« Sein Lachen war wissend, sein Mund beinahe zu einem Lächeln verzogen.

»Ich habe niemanden in Deventer. Der Monsieur weiß das.«

Er betrachtete seine Fingernägel, womöglich auch seine Knöchel. Er schüttelte den Kopf über einen Gedanken, den er für sich behielt.

»Limousin, bitte, da liegt ein Irrtum vor.«

»Kein Irrtum. Der Monsieur hat Leiden nicht erwähnt. Wir fahren nach Deventer.« Er sah mich an, und sein Blick sagte: *Ich weiß, was es zu wissen gibt.* In dieser Kutsche war er Inhaber, Herr, Meister. Dann wurde sein Blick härter und glitt auf meinen Bauch.

Unflätig spreizte er die Beine. Ich drückte meine Beine fest an den Sitz, doch seine Knie schlugen gegen meine, während die Kutsche durch gewundene Straßen aus der Stadt fuhr. *Deventer* – ich versuchte, es gedanklich zu orten, aber die Karte, die ich im Kopf hatte, löste sich an den Rändern auf, die Straßen und Kanäle führten ins Nichts. Übelkeit stieg in mir auf und brannte in meiner Kehle. Ich beugte mich vor und packte die Tür.

»Lass mich raus!«

Der Limousin zog meine Finger vom Griff. »Setz dich zurück. Zurück.« Er stieß mit der flachen Hand gegen meine Schulter. Er war stärker, als er aussah. Die Haut um seinen

Mund war weiß geworden; rote Flecken verteilten sich auf seinen Wangen. »Du musst nur da sitzen und still sein.«

Ich rieb mir die Schulter, gegen die er gestoßen hatte. Die Prinsengracht zog vorüber, ihr Anblick in ein kleines Fensterquadrat gezwängt. Ein blasses graues Licht fiel auf die Häuser, deren Fensterläden geschlossen waren; ein Fenster nach dem anderen, leer und kalt, blind für mich. Die Kutsche fuhr allmählich schneller. Jedes Haus, an dem wir vorbeikamen, war weiter vom Westermarkt entfernt. Ich konnte es kaum ertragen, die Stadt so davonhuschen zu sehen. Deventer, Deventer, Deventer, Deventer – das Wort hämmerte sich mit dem Klappern der Pferdehufe in meinen Kopf.

»Was soll ich bloß meiner Mutter sagen!« Die Wörter waren ausgesprochen, bevor ich sie zurückhalten konnte. Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen, und die Tränen, die ich den ganzen Morgen unterdrückt hatte, tropften aus meinen Augen. Ich schluchzte.

Der Limousin starrte ungerührt aus dem Fenster, als wären meine Tränen und mein Weinkampf eine Qual für ihn. »Wir werden um Vergebung beten, Helena.«

Ich kniff die Augen fest zu und faltete die Hände, als er zu beten begann. Aber das Gebet kannte ich nicht. Ich bewegte die Lippen und versuchte, Wörter zu formen, die ich nicht kannte, Laute zu formulieren, die ich nie gehört hatte.

»*Ô Vierge des vierges, ma mère, à toi ce que je viens; devant toi je suis le pécheur repentant ... ne méprisez pas mes prières, mais ta miséricorde entends et réponds-moi ...*«

Herr, vergib mir, Herr, vergib mir, Herr, vergib mir ...

Als ich wieder aufblickte, lag die Stadt hinter uns. Ich schlang die Arme um meinen Bauch.

O Gott, *Monsieur*, was soll nur aus uns werden?

AMSTERDAM 1634

Bücher

ICH ERFORSCHTE IHN aus dem Augenwinkel – die dicken Schnürsenkel an seinen Schuhen, die Rundung seiner Schultern, die tiefschwarzen Wimpern. Mir fielen seine Hände auf, zart und glatt, seine Finger voller Tintenflecken. Die Hände eines Schriftstellers, kleiner als meine. Bleiche Hände, vor denen ich meine rauen am liebsten versteckt hätte.

Er hatte die Angewohnheit, seinen Mund zu berühren, einen Finger auf die Lippen zu legen, wenn er nachdachte; er hatte es nicht eilig zu sprechen. Ich musste aufpassen, ihn nicht anzustarren, seine Aufmerksamkeit nicht auf mich zu ziehen. Ich hütete mich, ihn zu stören. Ich hatte gehört, wie er seinen Diener, den Limousin, angeschrien hatte, als dieser den Raum betrat, ohne anzuklopfen. Ich wollte nicht angeschrien werden. Aber wie sollte man leise sein und alles lautlos erledigen, wenn die Wasserpumpe quietschte und die Fenster klapperten? Selbst ein sauberes Laken, wenn ich es über dem Bett ausschüttelte, klatschte entsetzlich. Ich fuhr dabei zusammen. Je mehr ich zuckte, desto lauter schien es, dieses schreckliche Geleier. Ich schlich nur auf Zehenspitzen herum und hatte Angst, über meinen Schatten zu stolpern.

Betje wollte alles über ihn wissen, *den Monsieur*. Er ist Franzose, erzählte ich ihr. Sie riss die Augen auf, kniff sie dann zusammen, und als sie nicht mehr aus mir herausbekam, kniff sie mich. *Monsieur*, sagte sie in einer Art und Weise, dass wir beide uns vor Lachen bogen.

In den zwei Jahren, in denen ich bei Mr. Sergeant arbeitete, war ich niemandem wie ihm begegnet. Er war anders, noch bevor er eintraf. Logiergäste wohnten immer in einem der Zimmer auf der Rückseite, die nach Norden gingen. Selbst an sehr hellen Tagen war das Licht wie verhärtet. Von dort aus war es, als sähte man unter einer Decke hervor auf den Tag.

Ein paar Wochen vor seiner Ankunft, um sicherzugehen, dass der Monsieur richtig untergebracht würde, war Mr. Sergeant mit mir gekommen, um sich die Zimmer anzusehen – darum kümmerte er sich sonst nie. Das war der erste Hinweis für mich, dass der Monsieur mehr verdiente, etwas Besseres als vorige Gäste, dass Mr. Sergeants Ruf an diesen Mann gebunden war.

Er keuchte die Treppe hinauf, denn so viele Stufen auf einmal war er nicht gewohnt. »Unser französischer Gast ist ein denkender Mann, Helena. Er braucht Ruhe, einen Ort, an dem er arbeiten kann. Darauf hat er besonderen Wert gelegt, *une chambre tranquille* oder *tranquette* oder *trompette* oder so. Dann ist da noch dieser Diener – sein *valet* –, auch der benötigt ein Zimmer.«

Ein Diener? Wer hatte so etwas schon gehört? Ich wusste nicht, ob es an der anstrengenden Treppe oder an den vielen französischen Wörtern lag, jedenfalls musste Mr. Sergeant stehen bleiben, um zu verschnaufen. Bevor der Tag zu Ende war, sollte es noch mehr Keuchen und Schnaufen geben.

Er machte die Tür auf und ging hinein. »Ach du liebe Zeit«, sagte er bei dem Anblick, der sich ihm bot. »O-oh.« Er sah aus, als hätte er in eine Zitrone gebissen, die er für einen Pfirsich gehalten hatte.

Ich zog mir den Schal um die Schultern. Das Zimmer war monatelang nicht benutzt worden.

Ich wusste nicht, was er sich erhofft hatte – dass der Raum wie durch ein Wunder mit Samt und Seide ausgestattet war

und ein halbes Dutzend Daunenkissen – Kissen, die er nicht besaß – auf dem Bett aufgeschichtet waren? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass jemand da drinnen andere als finstere Gedanken hegte. Die Dunkelheit zog wie Nebel herein. Ich war mir sicher, dass es auch in Frankreich neblig war, aber das war kein Grund, ihn diese Erfahrung täglich durchleben zu lassen.

Vater war gereist. Er hatte mir erzählt, wie es in Frankreich war. Er war wochenlang fort, auf einem Handelsschiff nach Bordeaux. Er brachte meiner Mutter einen gelben Schal mit – sagte, er habe ihn aus Sonnenschein weben lassen, den er auf einem französischen Feld gefunden habe. Das war ihr Lieblingsschal, und sie trug ihn bis zu dem Tag, an dem Vater nicht zurückkehrte. Dann faltete sie ihn zusammen, und damit schien sich auch die Sonne zu verziehen.

Mr. Sergeant drehte sich auf dem Absatz um und ging voraus in den größeren Raum auf der Vorderseite des Hauses, in dem er seine Bücher aufbewahrte. Er hatte sehr viele Bücher – so viele, dass ich sie nicht zählen konnte. Bücher lagen in Truhen und Körben, Bücher waren zusammengeschnürt, Bücher ergossen sich aus Kisten – manche standen sogar auf Regalen, aber die reichten nicht für alle.

Ich kniff die Augen vor dem grellen Licht zusammen. Mr. Sergeant blies die Wangen auf, wippte auf seinen Absätzen nach hinten und fing sich wieder. Seine finstere Miene hellte sich auf, als ihm ein Gedanke kam, und er tippte mit seinen Fingerknöcheln an meine Stirn. »Finsternis ist gutem Denken nicht zuträglich, Helena. Monsieur Descartes soll dieses Zimmer haben, Diener und Bücher kommen nach hinten.«

Ich nickte, zu überrascht, um etwas zu sagen. Als ich schon einmal vorgeschlagen hatte, die Bücher zu verlegen, hatte er immer widersprochen. Die Bücher hatten dieses Zimmer verdient.

»Jetzt müssen die nur noch mit der Kirche fertig werden, damit der Lärm aufhört.«

Draußen schlugen Hämmer auf Stein, als wollten sie seinen Standpunkt unterstreichen. Gebrüll erhob sich, als eine Planke von einem Gerüst fiel.

Er schnalzte mit der Zunge. »Wer hätte gedacht, dass Gottes Werk so laut sein könnte? An der Herengracht hätte ich das nicht.«

Mr. Sergeants Wunsch nach einem Haus an der Herengracht war, als wünschte ich mir eine Tulpe zum Geburtstag. Kaufleute wohnten in der Herengracht. Buchhändler wohnten dort, wo sie es sich leisten konnten. Aber mir gefiel Mr. Sergeants Haus, es lag versteckt in einer Seitenstraße an einem offenen Platz. Dort hatte es einen Markt gegeben, bis man verkündet hatte, dass eine Kirche errichtet werde. *Westerkerk*. Sie war die schönste Kirche von Holland. Die Arbeiten an der Außenfassade und auf dem Platz dauerten noch an.

Ich konnte noch immer nicht genau sagen, ob Mr. Sergeants Haus sich nach links neigte oder ob die Fenster schräg nach rechts standen. Kurz nach meiner Ankunft hatte ich mich auf den Bürgersteig gestellt und den Kopf erst auf die eine, dann auf die andere Seite gelegt, als würde das helfen, es gerade aufzurichten. Mr. Sergeant lachte, als er mich sah. Er hatte Gicht und hinkte. Was für ein komisches Paar sie abgaben – dieses hohe, schiefe holländische Haus und dieser runde, humpelnde Engländer – an beiden war nichts gerade.

Sobald die Bücher aus dem vorderen Zimmer ausgeräumt waren und das Datum der Ankunft bestätigt war, verlor Mr. Sergeant keine Zeit, seine Neuigkeiten zu verbreiten. Herr Veldman kam vorbei, und er war kaum zur Tür herein, als Mr. Sergeant ihn schon überfiel. Sie waren Konkurrenten auf dem Büchermarkt, was aber beide niemals zugegeben hätten.

Herr Veldman war spezialisiert auf Reisebücher und Landkarten, *Bücher von der Welt*, wie er sie nannte, und Mr. Sergeant auf Dichtkunst und moralische Abhandlungen *erbaulicher Art*. Aber als Herr Veldman einmal eine neueste Errungenschaft als *eine geschwätzig Erzählung von zweifelhaftem literarischem Wert* bezeichnet hatte, weigerte sich Mr. Sergeant, ihn noch einmal zu bewirten, bis eine gewisse Menge Kognak bereitgestellt wurde, um die Verletzung abzumildern und die Kränkung auszulöschen. *Wir werden sehen, wer hier geschwätzig ist*, sagte er und nahm einen großen Schluck. Am Ende war der Krug geleert, Mr. Sergeant war in seinem Sessel fest eingeschlafen und schnarchte.

Herr Veldman streifte sein Cape ab, während er Mr. Sergeants Neuigkeiten verdautete. »Descartes, *der* Descartes? Sind Sie verrückt?«

Mr. Sergeant überging ihn. »Zugegeben, ich fühle mich geschmeichelt.«

»Haben Sie von seinen bisherigen Unterkünften gehört? Wenn er nicht gerade im Schlachthaus war, verbrachte er seine Zeit damit, Tiere aufzuschneiden – in seinem Zimmer. Manche waren nicht einmal tot.«

Mr. Sergeant schluckte. »Helena, etwas zu trinken für Herrn Veldman.« Er sah aus, als könnte er auch etwas gebrauchen.

Ich legte Herrn Veldmans Cape über meinen Arm und ging an den Schrank, um das Tablett aus der Anrichte zu holen.

»Ja, nun ...«, fuhr Herr Veldman fort und hatte sichtlich Spaß daran, »Sie können sich vorstellen ...«

Ich hielt die Gläser auf dem Tablett fest. Mr. Sergeant war blass geworden.

»Und«, fügte er hinzu und schüttelte den Kopf, als erzählte er ein abschreckendes Beispiel, »er wirft Tiere aus dem Fenster – das heißt lebendige Tiere. Alles im Namen seiner *Method*.«

»Na ja ...«, sagte Mr. Sergeant. »Lord Huygens hält ihn für genial. Das genügt mir.«

Herr Veldman bedeckte die Augen, als wollte er sie abschirmen, und ließ die Hand dann sinken. »Verblüffend. Vielleicht könnten wir eine Soiree mit dem genialen Descartes arrangieren?«

»Eine Soiree?« Mr. Sergeant trat von einem Fuß auf den anderen. »Ich gehe davon aus, dass Monsieur Descartes zu tun haben wird. Ganz bestimmt sogar. Sehr viel.«

Herr Veldman zog angesichts der Ablehnung die Augenbrauen hoch. Er nahm ein Glas vom Tablett. »Er ist erklärter Katholik, wissen Sie ...«

Mr. Sergeant tat die Bemerkung mit einer Handbewegung ab. »Toleranz ist alles. Wir beide sollten das wissen. Was er mit seiner Zeit anfängt, ist seine Sache.«

»Ich wüsste zu gern, was er von Galileo hält ... aber wie auch immer. Ich bezweifle, dass er veröffentlicht, noch nicht.«

»Geduld, Veldman, Geduld. Hinter dem Mann steckt mehr, glaube ich.«

Herr Veldman lachte. »Ungeduld wohl eher, und Arroganz, Ehrgeiz ... auch Launen, wie ich hörte.«

Mr. Sergeant trank einen Schluck und räusperte sich. »Es wird mir eine Ehre sein, ihn hier zu haben. Bei mir.«

»Ich füge mich Ihrem Urteil darüber – wie immer.« Veldman verneigte sich leicht.

»Ich glaube, Sie sind eifersüchtig, Veldman«, hänselte Mr. Sergeant ihn.

Herr Veldman lachte noch einmal. »Sie müssen einem alternden Mann hin und wieder seine kleinen Eifersüchteleien lassen.« Er hielt das Glas ans Licht. »Sehr hübsch«, sagte er und schaute durch das Glas auf mich.

»Kommen Sie, Herr Veldman, wenn Eifersüchteleien Ihnen gefallen, dann will ich Ihnen zeigen, was ich aus Utrecht mit-

gebracht habe.« Mr. Sergeant führte Herrn Veldman in sein Arbeitszimmer. Als die Tür zu war, nahm ich die Gläser mit, um sie zu spülen. Herrn Veldmans Glas spülte ich zweimal.

Blumen

DER PASTOR IN Noorderkerk hatte schreckliche Sachen über die Franzosen gesagt – ihre Rüschen und Halskrausen, Seide und Satin, Bänder und Spitze. Schwer vorstellbar, dass ein Mann so etwas tragen sollte. Ob unser französischer Gast wohl eine Perückensammlung hatte? Und nach dem Aufstehen Wein und zum Frühstück Kognak trinken würde?

An dem Morgen, an dem er eintreffen sollte, schickte Mr. Sergeant mich zum Markt, um Blumen für das Haus zu kaufen.

»Sieh zu, dass du französische Blumen kaufst«, sagte er und schloss sich dann wortlos in seinem Arbeitszimmer ein.

Auf dem Markt schaute ich mir an, was es gab – Pfingstrosen, Gänseblümchen, Geißblatt und Rosen –, zu leuchtenden Sträußen gebunden. Aber was davon war französisch? Wenn Betje da wäre, wüsste sie es, auch wenn sie es nicht wusste.

Pfingstrosen vielleicht? An der gesamten Herengracht gab es anscheinend kein einziges Haus ohne Pfingstrosen im Fenster. *Schaut uns an*, schienen sie zu sagen. Ich mochte solche Blumen nicht, Blumen, die nie aufgingen, die zu festen Fäusten geballt blieben. Sie konnten innen verfault sein, und man würde es nicht merken. Manche warfen ihre Blütenblätter bei der leisesten Berührung ab, als wären sie nur aus Welken und Traurigkeit gemacht.

»Verzeihung.« Ich hob eine Hand, um die Blumenfrau auf

mich aufmerksam zu machen. »Haben Sie etwas Französisches?«

Die Frau wischte sich die Hände an der Schürze ab und betrachtete mich. »Das ist das, was ich habe.«

Sie zeigte auf einen Korb mit Geißblatt, aber war das nicht so englisch wie eine Rose? Sie schaute auf, und hätte ich nicht auf meinen Geldbeutel geklopft, um sie daran zu erinnern, dass ich kaufen wollte, dann hätte sie mich bestimmt weggeschickt. Sie ging hinter ihren Stand und kam mit einem kleineren Korb zurück, der mit Lavendel gefüllt war.

»Der ist zum Trocknen, um Fliegen zu verscheuchen. Du könntest ihn zuerst in Wasser stellen, wenn du unbedingt französische Blumen haben willst.«

Ich suchte einen Strauß aus und atmete den Duft ein. Als ich die Augen schloss, sah ich einen lila Hügel, einen weiten, blauen Himmel, die Sonne, rosa und rot wie ein Pfirsich.

Die Blumenverkäuferin rümpfte die Nase. »Ich mag die nicht, weil ich davon niesen muss.«

Als ich erneut daran roch, schaute sie mich an, als hätte ich den Blumen den letzten Duft genommen. »Gekauft?«, fragte sie und verschränkte die Arme.

Ich nickte. Ja, ich wollte kaufen. Sollte ich nicht *bouquets des fleurs* machen?

»Boeket?«, hatte ich gefragt, als Mr. Sergeant seine Wünsche geäußert hatte.

Er hatte mich angeschaut, und ich hatte seinen Blick erwidert und für uns beide gezwinkert.

»Buu-kee, Helena. Buu-kee.«

Also brachte ich ein *Buukee* aus Rosen in Mr. Sergeants Arbeitszimmer. Dann ging ich mit einem Strauß aus Lavendel und Geißblatt zwei Treppen hinauf, wobei ich unterwegs die Tropfen vom Boden aufwischte.

Ich stellte die Blumen auf den Tisch und klappte die Fens-

terläden auf, um Wärme in den Raum zu lassen. Dann rückte ich den Schreibtisch ins Licht. Ich drehte den Stuhl so, dass man von dort einen Blick über den Platz zur Westerkerk hatte. Ich schob den Stuhl nach rechts und nach links. *Westerkerk*. Das war der Anblick. Aber ich wusste, wie man noch mehr sah. Ich stellte mich neben das Fenster mit der Wange an der Wand, schloss ein Auge und blinzelte – ein silbernes Rechteck aus Licht tanzte in Sichtweite: *Prinsengracht*. Kein Wasser mehr, sondern ein Juwel.

Ich drehte mich um und betrachtete den Tisch, die Blumen, den leeren Stuhl. Hier also würde er sitzen und denken. Denken sei die Arbeit des Monsieurs, hatte Mr. Sergeant gesagt. Arbeit, von der ich noch nie gehört hatte.

Ich ging zum Bett hinüber und schlug die Decke zurück, um es zu lüften. Ich holte den Besen und fegte. Dann war ich fertig.

Ich schaute auf den Stuhl, dann zur Tür, dann wieder auf den Stuhl. Ich würde mich nur so lange hinsetzen, wie ich brauchte, um die Treppe hinunter und wieder hinauf zu gehen. Sobald ich Platz genommen hatte, schloss ich die Augen und wartete darauf, dass mir ein fremdartiger oder phantastischer Gedanke kam. Etwas Französisches. Irgendetwas. Aber mir fiel nur ein, was ich bereits wusste – Mr. Sergeants Strümpfe der letzten zwei Wochen, die in einem Eimer in der Küche einweichten und zu waschen waren. Und jetzt, da ich daran dachte, wurde mir klar, dass ich schon bald die Strümpfe von zwei weiteren Männern waschen musste! Der Eimer wurde bis zum Überlaufen voll. Ich stemmte mich vom Stuhl hoch. Viel lieber würde ich im Stehen denken.

Am späten Vormittag roch das Haus nach Lavendel, Rosen und nach dem Lammeintopf, den ich vor dem Frühstück aufgesetzt hatte. Mr. Sergeant lugte in den Topf, schlug die Hände

zusammen und strahlte. »Hervorragend, Helena. Genau, wie es sich gehört. Jetzt müssen wir nur noch warten.«

Ich nahm einen Wassereimer vom Haken über dem Feuer und trug ihn zum Küchentisch hinüber. Mr. Sergeant trat höflich beiseite, um mich vorbeizulassen. Ich brauchte keinen Spiegel, der mir sagte, wie rot ich geworden war; meine Füße wären noch roter, wenn ich das Wasser über sie schwappen ließe.

Mr. Sergeant betrachtete die Reihe Töpfe auf dem Tisch. Auf der einen Seite Zwiebeln, Butter, Zitrone und Estragon, auf der anderen zwei dürre Hühner, die ich noch rupfen musste. Er zwirbelte seinen Bart zu einer Spitze.

»Eingelegtes Huhn«, erklärte ich.

»Aha!« Seine Miene heiterte sich auf, als das Gemisch aus Zutaten sich zu einer Mahlzeit zusammenfügte, die er kannte – noch dazu eins seiner Lieblingsgerichte. Ich schob die Butter mit dem Daumen in eine Pfanne. Wenn ich das jetzt erledigte, könnte ich morgen früh sofort aus dem Haus und Betje treffen.

Ich warf ein Huhn ins Wasser, um es abzubrühen, und tunkte es mit einem Stock unter. Das Wasser wurde grau und schäumte. Der Geruch nach Kot aus dem Korb hing noch immer an dem Huhn, doch das durfte mich nicht stören. Ich tauchte es noch einmal unter und schwenkte es herum, damit das Wasser in die Federn drang. Dann zählte ich. Bei dreißig fing ich von vorn an. Viermal dreißig war die für ein Huhn dieser Größe richtige Zeit. Danach würde es anfangen zu kochen.

Mr. Sergeant verzog das Gesicht, als der Geruch ihn erreichte. Er trat rasch zwei Schritte zurück. »Nun, ich überlasse es dir«, sagte er und drehte sich so schnell um, dass der Dampf hinter ihm herzog.

Siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig, zählte ich, *neunund-*

zwanzig, dreißig. Ich riss das Huhn heraus und wandte mich angewidert ab.

Als es klopfte, war die Sonne schon am Kirchturm vorbeigewandert. Ein leises Klopfen. Ich öffnete die Tür, und vor mir stand ein schlanker, bleicher Mann, nicht größer als ich, der ein schlichtes schwarzes Cape trug, über das oben ein Kragen geschlagen war. Weder Seide noch Satin, keine Spitzenmanschetten. Kein Gehstock mit silberner Spitze. Keine Perücke.

Sein lockiges Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Es war schwarz, mit Grau durchsetzt, ebenso wie sein ordentlicher Bart. Ein Pony säumte sein Gesicht und lenkte die Aufmerksamkeit auf seine Augen. Sie waren dunkel wie sein Haar und standen weit auseinander. Seine schweren Lider verliehen ihm den Anschein, als wäre er noch nicht ausgeschlafen. Er blinzelte im hellen Licht.

»*Bonjour*«, sagte er, dann auf Holländisch »Hallo«. Ein Mundwinkel hob sich zu einem zögernden Lächeln. Das war der Mann, der Tiere aus Fenstern warf? Ich schluckte und senkte den Blick. Dann öffnete ich die Tür, so weit es ging, und versteckte mich dahinter. Das war die einzige Erwidernung, die ich zustande brachte.

Ich hörte, wie Mr. Sergeant aus seinem Arbeitszimmer kam. »Monsieur Descartes! Treten Sie ein, bitte.« Er streckte die Hand aus, um ihn zu begrüßen, und wandte sich dann an mich. »Seine Sachen, Helena, schnell.«

Ich lugte hinter der Tür hervor.

»Nein, nein. Mein Diener, *mein Limousin*, wird sich darum kümmern.« Der Monsieur winkte einen Mann herbei, der gerade eine Pfeife reinigte und ein paar Schritte entfernt auf dem Bürgersteig stand. Er war zu groß für seine Kleidung – Knöchel, Handgelenke und Hals schauten hervor. Als er seinen Namen hörte, blickte er auf, klopfte den Tabak in seine

Handfläche und ließ ihn durch die Finger auf den Boden rieseln. Er steckte die Pfeife in eine Jackentasche und verneigte sich, zuerst vor dem Monsieur, dann vor Mr. Sergeant. Neben ihm standen zwei kleine Koffer, ein paar mit Lederriemen zusammengebundene Bücher, ein eingerollter Teppich und eine Holzkiste, nicht größer als ein Fußwärmer. Sie war schön gefertigt mit einer Messingplatte obenauf. Als ich sie aufheben wollte, schob sich der Mann an mir vorbei. »*Pas ça!*«

»Meine Uhr«, erklärte der Monsieur. »Ich glaube, Limousin hält sie für seine.«

»*C'est précieux.*« Er zog die Kiste zu sich. »Man muss vorsichtig damit umgehen.«

Ich wurde rot. Glaubte er denn, ich könnte keine Kiste tragen?

Mr. Sergeant führte den Monsieur ins Haus. »Wir wollen Sie zunächst einmal unterbringen, und dann können wir uns ein Gläschen genehmigen. Später werde ich Ihnen zeigen, was auf dem Platz zu finden ist. Da ist zum einen Westerkerk. Die erfordert einen bestimmten Blick, eine Sichtweise. Nichts im Vergleich zu den Kathedralen von Paris, natürlich! Aber ich bin mir sicher, dass ich Sie von ihrer Pracht überzeugen kann. Ah, Paris – ja, das ist eine Stadt ...«

Mr. Sergeant führte den Monsieur hinein, und ich folgte hinter dem Limousin. Er schaute sich gelangweilt im *voorhuis* um. Er war älter als der Monsieur, das konnte ich jetzt erkennen. Seine Wangen waren eingefallen. Entweder aß er nicht gern oder nicht genug von dem, was er mochte.

»Ich bin Helena. Mr. Sergeants Magd.« Ich hielt ihm meine Hand hin in der Hoffnung, er würde die Geste verstehen.

Er zupfte eine Fluse von seinem Ärmel und zog dann an seinen zu kurzen Manschetten, während er mich musterte.

Ich ließ den Arm wieder sinken. »Und wie heißt du, bitte?«

»*Li-mou-sin.*«

Gerade so, als hätte er mir drei kleine *poffertjes* angeboten, hoch auf einem Tablett – schön der Reihe nach zu genießen.

»Li-mo-sa?«

Seine Miene wurde länger mit jedem Laut, den ich von mir gab. Der Name schien am Ende wie ein Kaninchen in einem Loch zu verschwinden, und als ich hinkam, war mir sein Schwanz entglitten.

Er schaute gequält auf, sah er sich doch zu einer Erklärung gezwungen. »*Limousin*. Das ist das Gebiet in Frankreich, woher ich stamme. Ein paar grundlegende Kenntnisse über französische Geographie reichen dafür schon.«

»Limousin ist dein Name?«

»Es ist meine *préférence*.«

Ich runzelte die Stirn.

»*Voorkeur*«, erklärte er.

Er konnte mehr Holländisch, als ich gedacht hatte. Was für eine eigenartige *préférence*. Nannte ich mich etwa Leiden? Oder Amsterdam? Amsterdam! Ich bemühte mich um ein nichts-sagendes Lächeln.

Ich brachte den Limousin nach oben, damit er sich die Zimmer ansehen konnte. Er nickte zustimmend, als er das Zimmer des *Monsieurs* sah, war aber anscheinend weniger zufrieden, als ich ihm das seine zeigte. Er trat ans Fenster und spähte hinunter in den Innenhof. Was immer er dachte, behielt er für sich. Letzten Endes waren wir nicht so verschieden. »Ich überlasse es dir, eure Sachen einzuräumen«, sagte ich und drehte mich um.

»Moment noch. Wenn du eine Frage hast, die *Monsieur Descartes* betrifft, musst du zuerst zu mir kommen – verstanden? Ich bin sein *conduit*. Ich verwalte seine Angelegenheiten.«

»Ja. Ja, natürlich.«

»Gut.« Seine Schultern entspannten sich, und er brachte ein schwaches Lächeln zustande. Ich wartete noch einen Augen-

blick, falls er noch etwas zu sagen hatte, aber er drehte sich wieder zum Bett um und klopfte mit finsterner Resignation auf die Matratze. *Limousin, was er nicht sagt*, dachte ich, als ich hinausging. *Monsieur saure Zitrone* träfe es wohl eher.

Während Mr. Sergeant und der Monsieur zusammen aßen, leistete mir der Limousin in der Küche Gesellschaft. Er nahm ein wenig Lammeintopf, den ich gekocht hatte. Er sei fast so gut wie das Ragout seiner Mutter, sagte er und nahm noch einen zweiten Löffel voll. »Mein Monsieur würde es natürlich nicht anrühren. Er meidet Fleisch.«

Bestürzt schaute ich auf meinen Teller, dann auf das Huhn, das ich eingelegt hatte. Ich musste etwas anderes machen. Nun konnte ich doch nicht am nächsten Morgen in aller Frühe hinausgehen.

Er streifte unter dem Tisch seine Stiefel ab, schnitt mit seinem Taschenmesser ein Stück Apfel ab und aß es von der Klinge. Als er damit fertig war, blies er die Wangen auf und begann lautlos zu pfeifen, wobei er mit den Fingern auf den Tisch tippte.

Mr. Sergeant hatte gesagt, sie würden den Sommer über hierbleiben, mindestens. Ich schaute auf seine Finger, das unablässige Tapp-tapp, das Pfeifen, ein langer Atemzug nach dem anderen. Ich rollte meine Zehen ein. »Ist das dein erster Besuch in Amsterdam?«

Er schüttelte den Kopf. Wenn er überrascht war, dann nicht über meine Frage, sondern darüber, dass ich es nicht wusste. »Du liebe Güte, nein, überhaupt nicht!«

Woher sollte ich denn über jeden ihrer Umzüge Bescheid wissen? »Ich hoffe, es gefällt dir hier.«

»*Merveilleux*. Unsere vorigen Zimmer waren nicht im Geringsten komfortabel.«

»Mr. Sergeants Gäste sind bei ihrer Abreise immer voll des Lobes.«

Auf diese Worte reagierte er mit einer gequälten Miene. Ach, wie entzückend war doch dieser Mann, dachte ich. Er kann noch so viel Zucker essen, es wird ihm nie zu süß.

»Seid ihr den Sommer über hier? Bis zum Ende?« Ich lächelte. Er sollte nicht annehmen, dass ich sie loswerden wollte.

Er zuckte mit den Schultern. »*Sais pas*. Der Monsieur hat einen gewissen ... einen gewissen Lebensstil, eine *habitude*. Zuerst Dordrecht, dann Franeker ...« Beim Sprechen bewegte er die Hände zuerst nach links, dann nach rechts. »Dann Amsterdam, dann Deventer. Und davor ...« Er wedelte mit der Hand in der Luft, als versuchte er dort die Erinnerung einzufangen. »Davor Italien, Polen, Deutschland ... Wir ziehen immer um. Oft. Ich habe den Überblick verloren.«

Polen, Italien, Deutschland? Die Namen leuchteten hell wie Spiegel. Ich versuchte mich zu erinnern, ob ich diese Länder auf Karten bei Herrn Veldman gesehen hatte. »Da würde ich auch den Überblick verlieren!«

Er betrachtete mich mit kaltem Blick, und ich wusste sofort, dass ich die Linie überschritten hatte, die uns trennte. Diese Trennlinien verliefen überall und führten schnell dazu, mich zu Fall zu bringen. Ich schaute auf meine Hände. Wie sollten wir uns denn sonst unterhalten, wenn wir nicht miteinander *sprachen*? Er war ein Diener, kein Buchhändler, nicht mein Dienstherr. Aber ich war nur eine Magd, noch dazu eine holländische, nicht einmal eine französische. Ich war ganz bestimmt kein *conduit*. Die Linien, die da waren, die er gezogen hatte, hielten mich so weit wie möglich von ihm fern. Er war ein *Knecht*. Dieses Wort würde ich ihm eines Tages beibringen, wenn er es nicht kannte.

Er zuckte mit den Schultern. »Es geht nicht um den Überblick, kann ich dir versichern. Der Monsieur braucht Frieden. Keine Überraschungen. Keine Besucher. Wir gehen, wir zie-

hen um, wohin auch immer, bis wir ihn finden. Ruhe – eine Seltenheit.« Er hörte auf zu trommeln und schaute mich an, als forderte er mich heraus, einen Laut von mir zu geben.

Wir? Er hält sich für den Gefährten des Monsieurs. Amsterdam war bestimmt weder leise noch ohne Überraschung. Ich fragte mich, ob ihm klar war, welche Massen Westerkerk anzog – nicht nur an Sonntagen. Aber das erwähnte ich lieber nicht. Ich schenkte ihm ein Glas Wein ein. Er hielt es ans Licht, schwenkte es langsam und kniff ein Auge zu, während er es betrachtete. Er schaute mich an und nickte, hielt dann den Kopf über das Glas und schnüffelte. Überrascht riss er die Augen auf. »*C'est bon!*«

Ich lächelte. Mr. Sergeant hatte auf der Suche danach keine Mühen gescheut. Zwei Gläser für den Diener, hatte man mir gesagt. Nicht einen Tropfen mehr.

Er trank einen kleinen Schluck, behielt ihn eine Weile im Mund und nahm dann einen größeren. »Sehr gut. Und ausgerechnet hier ... an einem so kalten Ort.« Er starrte in das Glas, als hätte er eine Spiegelung Frankreichs darin gesehen. Nachdenklich fuhr er mit einem Finger über den Rand. »Die Kälte in diesem Land ist ein Alptraum ... *un cauchemar* ...«

Cauchemar? Noch nie hatte ich ein Wort gehört, das sich weniger alptraumhaft anhörte. Es klang wie Baumwolle. Wie Wolle. Ich fragte mich, ob er wohl Familie hatte und wie oft er sie sah, oder ob er sie überhaupt sah. Mir war klar, wie sein Leben sein musste, dem Monsieur von einem Ort zum anderen folgen, ohne zu fragen oder zu klagen, zumindest keine Beschwerden, die dem Monsieur zu Ohren kamen. Ich bot ihm das zweite Glas Wein an. Er nickte und bedeutete mir, noch mehr einzuschenken, als ich auf halbem Wege innehielt. Es war die richtige Entscheidung gewesen, den Monsieur im vorderen Zimmer unterzubringen. Doch ich machte mir Sorgen um den Limousin in dem kalten, dunklen Raum auf der Rück-

seite des Hauses. Ich würde dafür sorgen, dass er noch eine Decke bekam.

Sobald er seinen Wein ausgetrunken hatte, verschränkte er die Arme vor der Brust und schloss die Augen. Ich glaubte nicht, dass er schlief, verhielt mich aber ruhig. Ich wollte ihn nicht stören. Vielleicht wollte er noch mehr Wein, und ich durfte keinen mehr hergeben.

Nach dem Mittagessen ging Mr. Sergeant mit dem Monsieur hinaus. Ich beobachtete, wie sie den Platz überquerten. Als sie an die Kirche kamen, zeigte Mr. Sergeant auf ein Fenster, wobei er mit einer weit ausholenden Handbewegung einen Bogen beschrieb. Er war ein großer Redner. Mehr als einmal hatte ich gesehen, dass seine Gäste ungeduldig von einem Fuß auf den anderen traten, wie der Monsieur in diesem Augenblick, und nach einem Vorwand suchten, gehen zu können, ohne unhöflich zu sein.

Ich setzte meine Hausarbeiten fort, schloss die Fensterläden vor dem nachlassenden Licht. Das Fenster im Zimmer des Monsieurs stand offen, und auf dem Boden lag Papier verstreut. Als ich die Blätter wieder auf den Tisch legte, sah ich, was er gemacht hatte: die Blumen, die ich so sorgfältig zusammengestellt hatte, waren als feuchter Klumpen weggeworfen worden, und nur ein einziger Stängel Lavendel war noch übrig, den er ausgerechnet in sein Trinkglas gestellt hatte! Neben dem Glas, beschwert mit einem Tintenfass, lag eine einfache Skizze mit ein paar Notizen. Was für ein merkwürdiges Bild. Er hatte nicht die Blüte, sondern nur den Stängel im Glas gezeichnet. Aber der Stängel war nicht gerade. An der Stelle, an der er das Wasser berührte, brach er und fuhr dann etwas weiter seitlich im Wasser fort. Ich runzelte die Stirn, ging in die Hocke, damit meine Nase auf gleicher Höhe mit dem Glas war, und kniff die Augen zusammen. Wo der Stängel ins Was-

ser traf, sah es aus, als wäre er halbiert worden. Ich hob den Stängel aus dem Wasser und tauchte ihn dann wieder ein.

»Ha!«, sagte ich und legte eine Hand vor den Mund. Wie oft hatte ich Blumen ins Wasser gestellt und es nicht bemerkt. Ich würde ihm eine Blume mit einem dickeren Stängel mitbringen, damit er sie zeichnen konnte, nur eine. Eine Rose von Mr. Sergeant würde reichen.

Obwohl ich nicht viel von ihm sah, war der Monsieur überall, wohin ich schaute – als wäre er ein paar Schritte vor mir, gerade eben außer Sichtweite. Nach knapp einer Woche gingen uns die Kerzen aus, dann das Salz. Im Schrank fehlten Gläser. Ich fand sie fein säuberlich aufgereiht auf der Fensterbank in seinem Zimmer, gefüllt mit grauem Wasser. Er holte einen alten Zinnteller aus der Küche und stapelte Kerzenstummel darauf. Auf einen anderen Teller tröpfelte er Wachspfützen. Ich konnte darin genau den Abdruck seines Daumens erkennen. Aber ich ließ alles so, wie ich es vorfand. Ich hütete mich, etwas anzurühren.

Er kam nie vor Mittag aus seinem Zimmer, ging dann hinaus und schickte den Limousin in die entgegengesetzte Richtung, um Besorgungen zu machen. Falls Mr. Sergeant sich auf die Gesellschaft des Monsieurs bei den Mahlzeiten gefreut hatte, wurde er enttäuscht, da der Monsieur es vorzog, in seinem Zimmer zu essen. Häufig kam er erst nach dem Abendessen zurück, und ich hörte, wie er bis spät in die Nacht auf und abschnitt. Ich legte etwas zu essen für ihn unter eine Schüssel und ließ es auf einem Tablett neben seiner Tür stehen. So erfuhr ich, was er mochte und was nicht. Ich fand heraus, dass er ein Schleckermaul war. Ich machte Apfelkuchen mit Zimt, drückte Buttermilch durch Mull und würzte sie mit Vanille, um *hangop* herzustellen. Die Teller kamen immer leer zurück.

An manchen Tagen ging der Monsieur nicht aus, und ich

musste sein Zimmer putzen, wenn er darin war. Ich wartete dann bis nach dem Mittagessen, um sicherzugehen, dass er wach und angezogen war. Wenn ich hineinging, zog ich meine Pantoffeln aus, um ihn nicht zu stören. Oft saß er mit geschlossenen Augen in einem Sessel, den er ans Fenster gezogen hatte. Er erinnerte mich an eine Katze, die sich sonnte, weder wach noch schlafend. Er nahm nie Notiz von mir.

Jeden Tag schlug ich die Decke zurück, um sein Bett zu lüften, strich die Laken mit der Handfläche glatt, um die noch immer warme Matratze zu kühlen. Einmal alle vierzehn Tage wusch ich die Bettbezüge und seine Kleidung.

Ein Monat verging, und ich hatte sein Nachtgewand noch nicht gehabt. Es regnete, was bedeutete, dass er in seinem Zimmer sein würde. Ich schlüpfte hinein, kniete nieder und spähte unter das Bett, falls das Hemd versehentlich dorthin geraten sein sollte.

»Suchst du etwas?«

Ich fuhr zusammen und strich mir über die Schürze, als ich mich aufrichtete. »Ich ...«

»Ja?«

»Haben Sie etwas zu waschen für mich, Monsieur?«

»Sicher, aber Limousin hat dir alles gebracht.«

Ich knetete meine Schürze zwischen den Fingern.

»Stimmt etwas nicht?«

»Ich hatte Ihr Nachtgewand noch nicht, Monsieur.« Die Wörter überschlugen sich förmlich.

»Nachtgewand?«

Meine Wangen brannten.

Er klatschte in die Hände, warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Was für ein Nachtgewand?«

Mein Herz raste, als wäre ich zehn Treppen hinaufgelaufen. Ich floh aus dem Raum, sein Lachen auf den Fersen. In meiner Hast wurde mir bewusst, dass ich meine Pantoffeln vergessen

hatte. Aber ich wagte nicht, dafür wieder zurückzugehen, und lief den Rest des Tages barfuß. Als ich schließlich den Mut aufbrachte, sie zu holen, fand ich sie ordentlich nebeneinanderstehend vor seiner Tür. Unter einem Pantoffel befand sich eine Notiz. Ich faltete das Papier auseinander und las: *DEINE PANTOFFELN – deine Füße werden kalt ohne sie.* Darunter eine kleine Zeichnung.

Ich blinzelte. Nichts war gerade. Nicht einmal ein Rosenstängel im Wasser.